

*Simon Arnold, Andreas Jensen, Magdalena Kuhn, Rana Zokai  
& Jan Lohl*

## **Affektive Anteile. Die Szene als psychoanalytischer Beitrag zu einer kritischen Migrationsforschung**

*In dem vorliegenden Aufsatz werden in Form eines selbstkritischen Erfahrungsberichts Einblicke in ein Forschungsprojekt des Sigmund-Freud-Instituts gegeben, das als Begleitforschung zu den Zentren für psychosoziale Versorgung von Geflüchteten in Hessen konzipiert (und finanziert) wurde. Anhand von Ausschnitten aus szenischen Feld- und Affektprotokollen sollen die Forschungsbeziehung, die aufkommenden Affekte sowie die Dynamik innerhalb der Forschungsgruppe als Erkenntnisinstrument einer kritischen Migrationsforschung sichtbar gemacht werden. Diese Beschreibung der im Laufe des Projekts entstanden Affekte und Szenen, gewendet als Erkenntnisinstrument und für die LeserInnenschaft (und Forschung) zugänglich gemacht, können ein (Wieder-)Erkennen eigener Anteile ermöglichen und bilden letztlich die Basis zu einem vorsichtigen Begriff »kritischer« Forschung.*

*Schlüsselbegriffe: Psychosoziale Versorgung von Geflüchteten, Trauma, Szene, Szenisches Verstehen bzw. Erinnern, Affekt, Protokoll*

### **Einleitung**

Die Frage, was kritische Migrationsforschung sei, scheint nach dem heutigen Stand der Wissenschaft keine großen Schwierigkeiten zu bieten.<sup>1</sup> Geht doch die Verortung als »kritisch« (und eben nicht traditionell) häufig allzu leichtfertig von der Hand, impliziert aber vor allem die Unterscheidung zwischen Anspruch und Wirklichkeit der eigenen Arbeit.

Dieser Umstand ist umso brisanter, als dass davon auszugehen ist, dass mit der forschenden Hinwendung zu »Migration und Flucht« ein Phänomen behandelt wird, in dessen Rahmen Menschen betroffen sind, die vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Krisen und politischer Diskurse teils massives Leid erfahren. So werden unter dem Zugriff des hegemonialen europäischen Migrationsdiskurses Menschen, die aufgrund



unzumutbarer Lebensumstände eine Flucht wagen, zu ›Flüchtlingen‹ gemacht. Als ›Flüchtlinge‹ sind sie nun zu Objekten des ›Flüchtlingsmanagements‹ verdammt, deren zutiefst menschliche Sorgen und Nöte inmitten logistischer Abwägungen untergehen. Zudem findet mit der Identifizierung als ›Flüchtling‹ eine schwerwiegende soziale Positionierung in den gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen statt, innerhalb derer die geflohenen Menschen sozialen Zuschreibungen ausgesetzt sind, die rassistische und teils (post-)koloniale Züge tragen (vgl. Niedrig & Seukwa, 2010, S. 184).

Eben hier ist der psychosoziale Ort, auf den eine Migrationsforschung, die sich als ›kritisch‹ verstanden wissen will, ihren Blick richten sollte. Es geht dabei um die Erforschung der Wunden, die gesellschaftliche Verhältnisse in Menschen hinterlassen können und die Konfrontation mit psychischen Abgründen, die immer auch eigene Identifizierungen und Projektionen angreifen. Kritische Migrationsforschung zu ›betreiben‹, kann diesem Verständnis nach keine bequeme Aufgabe sein. Sie erfordert Hingabe und das Aushalten einer Reflexion der eigenen Verwobenheit, die zwar auch (aber nicht nur) die eigene Position innerhalb der gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufgreift, sich von dort an aber noch einen Schritt tiefer wagt und die eigenen affektiven Anteile zum Untersuchungsgegenstand erhebt.

Die Psychoanalyse als Wissenschaft des Unbewussten vermag in diesem Kontext einen wertvollen Beitrag zu leisten. Eine psychoanalytisch orientierte Migrationsforschung macht sich zur Aufgabe, (erzwungene) Migration aus dem damit in Verbindung stehenden subjektiven Erleben und Erleiden heraus zu untersuchen. Sie versucht den Niederschlag gesellschaftlicher Verhältnisse im Hinblick auf Migration und Flucht aus der Sicht der Einzelnen zu beleuchten und hat dabei meistens zu schweigen und genau hinzuhören. Allerdings – zumindest hier und dort – auch ein bedeutendes Wörtchen mitzureden, zum Beispiel in der Diskussion was denn nun ›kritisch‹ an Migrationsforschung sein könnte.

Die Bedeutsamkeit dieser psychoanalytischen Haltung im Forschungsfeld zu Migration und Flucht soll anhand eines Forschungsprojekts des Sigmund-Freud-Instituts, das als Begleitforschung zu den Zen-

tren für psychosoziale Versorgung von Geflüchteten in Hessen konzipiert (und finanziert) wurde, angedeutet werden. Im Rahmen des Projekts wurden qualitative Interviews mit SozialarbeiterInnen, PsychologInnen, PsychotherapeutInnen, DolmetscherInnen und KlientInnen der institutionalisierten Geflüchtetenhilfe geführt und tiefenhermeneutisch ausgewertet sowie eine umfangreiche Fragebogenerhebung in vier hessischen Erstaufnahmeeinrichtungen für Geflüchtete durchgeführt. Gerade die besagte Fragebogenerhebung zur Produktion von ›Zahlen, Daten und Fakten‹ gestaltete sich als eine äußerst belastende emotionale Erfahrung, die den ForscherInnen einen unmittelbaren Einblick in die Lebens- und Arbeitssituation von ›HelferInnen‹ und Geflüchteten ermöglichte. Dies zeigte sich nicht zuletzt darin, dass viele TeilnehmerInnen die eigentlich standardisierte Erhebungssituation als einen Raum zum Reden nutzten, in dem sie als Personen, mit ihren Wünschen, Ängsten und Leiden, gehört und gesehen werden wollten. So spiegelt sich der Komplex um Flucht und Hilfe szenisch in der Begegnung mit den BewohnerInnen, in der Beziehung zwischen den ForscherInnen und den TeilnehmerInnen der Fragebogenerhebung.

In dem vorliegenden Aufsatz werden nicht (unmittelbar) die Ergebnisse des Forschungsprojekts referiert, vielmehr handelt es sich um eine Art selbstkritischen Erfahrungsbericht. Erfahrungen, die an dieser Stelle jedoch nur fragmentarisch wiedergegeben werden können und deren vorsichtigen Deutungen nur als erste, vorläufige Versuche verstanden werden sollten. Anhand von Ausschnitten aus szenischen Feld- und Affektprotokollen sollen die Forschungsbeziehung, die aufkommenden Affekte sowie die Dynamik innerhalb der Forschungsgruppe als Erkenntnisinstrument einer kritischen Migrationsforschung sichtbar gemacht werden. Die Beschreibungen der im Laufe des Projekts entstandenen Affekte und Gruppendynamiken, können ein (Wieder-)Erkennen eigener Verstrickungen ermöglichen und bilden letztlich die Basis zu einem vor- und umsichtigen Begriff ›kritischer‹ Forschung.

Zur Rahmung lässt der erste Abschnitt das Konzept des szenischen Verstehens Revue passieren, wie es von Lorenzer und Argelander entwickelt wurde. Es wird dargestellt, inwiefern dieses zum Verständnis der

Forschungssituation beiträgt. Zudem werden seine Weiterentwicklungen aufgezeigt und erste Ideen zum Transfer auf das Thema Flucht und Migration formuliert. Im zweiten Abschnitt werden Feld- und Affektprotokolle – eine Anleihe aus der Ethnohermeneutik – als Instrument u.a. zur Erhebung des szenischen Erlebens im Feld vorgestellt. Daraufhin wird im Hauptteil des Textes anhand von Ausschnitten aus Protokollen über Trauer, das Halten, Missverständnisse und Misstrauen sowie das Nichtgewollt und Nicht-gebraucht-Werden nachgedacht. Eine Schlussbetrachtung versucht den Beitrag schließlich auf die Ausgangsidee zurückzuziehen.

## Die Szene in der Forschungssituation

Der Analytiker steht nicht in beschaulicher Distanz zum Patienten, um sich – wie aus einer Theaterloge – dessen Drama anzusehen. Er muss sich aufs Spiel mit dem Patienten einlassen, und das heißt, er muss selbst die Bühne betreten. Er nimmt real am Spiel teil. (Lorenzer, 1983, S. 113)

Die Bedeutung der *Szene* haben Alfred Lorenzer (1970/2002) und Hermann Argelander (1967/1970) seit dem Ende der 1960er Jahre, Anfang der 1970er Jahre in ihrer Zeit am Sigmund-Freud-Institut und an der Goethe-Universität Frankfurt aufgezeigt. Mit ihrer Methode des *szenischen Verstehens* haben sie wesentliche Erkenntnisse zur Analyse verbalen wie nonverbalen Interaktions- und Beziehungsgeschehens zunächst in psychoanalytischen Behandlungssituationen herausgearbeitet (siehe auch Bohleber, 2016). Das *szenische Verstehen* hat zum Ziel, die Dynamik und Bedeutung unbewusster Inszenierungen zu erfassen. Die zentrale Vorstellung dabei ist, dass v.a. in einem Erstkontakt nicht nur das Gesprochene und die explizite Mitteilung bedeutsam sind, sondern auch das, was sich in der *Szene* zwischen ursprünglich PatientIn und TherapeutIn – oder in unserem Fall zwischen befragter Person und InterviewerIn – entwickelt. Diese Haltung bzw. besser die zu erlernende Technik des *Szenischen* und das Bewusstsein »selbst die Bühne zu betreten« und

»real am Spiel teilzunehmen«, sind seitdem in der psychoanalytischen Arbeit von großer Bedeutung.

Einem Transfer dieser Konzepte auf das Thema Trauma, die Arbeit mit extremtraumatisierten Überlebenden der Shoah und Fragen der transgenerationalen Tradierung hat sich in ihrer Nachfolge vor allem Kurt Grünberg unter dem Titel des *Szenisches Erinnerns* verschrieben (siehe Grünberg, 1987/1998/2000ab/2006/2007/2013; Grünberg & Markert, 2013/2016). Die Grundannahme des *szenischen Erinnerns* bildet der Sachverhalt, dass ein *Verstehensprozess* im Falle der Auseinandersetzung mit den Verfolgungserfahrungen der Shoah nicht in gleicher Weise möglich sei. Denn die Beschäftigung mit dem Trauma befindet sich im Grenzbereich dessen, was für das menschliche Fassungsvermögen begreifbar ist. Die fragmentierten, dissoziierten und nicht verarbeitbaren Erinnerungen der Überlebenden, manifestieren sich häufig eben nicht sprachlich, sondern szenisch in den Beziehungen zu ihren Familienangehörigen, wie zu Menschen in ihrer Umgebung und können nur als Nicht-in-Worte-Fassbares erinnert werden.

Das Konzept des szenischen Verstehens entwickelte sich in diesem (erstmal hauptsächlich klinischen) Kontext, wurde jedoch in der Folge auch auf kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung übertragen (vgl. z. B. Reinke, 2013). Lorenzer war sich einer damit einhergehenden potenziellen Pathologisierung und Psychologisierung entsprechender sozialer und kultureller Phänomene bewusst und kritisierte diese scharf (vgl. Lorenzer, 2006, S. 173 f.). Die von ihm konzipierte *tieferhermeneutische Kulturanalyse* versteht sich entsprechend als psychoanalytische Methode, die den narrativen Gehalt von Artefakten, kulturellen Erzeugnissen, Texten, Filmen und Architektur in seinen manifesten und latenten Dimensionen auf eine methodologisch reflektierte Weise untersucht und dabei ebenjene psychoanalytischen Begriffe, die in einer therapeutischen Praxis entstanden und auf sie zugeschnitten sind, nicht einfach subsumptionslogisch auf »Kultur« anwendet. Vielmehr wird der Sinn des Materials bzw. eines Textes, Filmes und dergleichen über die *szenische Teilhabe* an dem in ihm entfalteten Drama zunächst über die Wirkung auf das eigene Erleben erschlossen. Erst im Anschluss werden die Ergebnisse in

den Kontext (sozialwissenschaftlicher) Theorien und historischer Zusammenhänge eingeordnet. Dabei werden eigene lebenspraktische Vorannahmen im Rahmen einer Interpretationsgruppe »so lange in die Szenen des kulturellen Sinngbildes eingesetzt und korrigiert, bis sich die fremden Lebensentwürfe in ihrer konkreten szenischen Gestalt verstehen lassen« (König, 2001, S. 179). Psychoanalytisch orientierte SozialwissenschaftlerInnen arbeiten mit dieser Methode verstärkt seit Anfang der 1990er-Jahre, um qualitative Forschungsdaten auszuwerten (vgl. Haubl & Lohl, 2020).<sup>1</sup>

Nun kann selbstverständlich keine simplifizierende Übertragung dieser Erkenntnisse auf Flucht und Migration vorgenommen werden. Gerade in der Forschung zu Geflüchteten wurde jedoch das Szenische, d.h. die unbewusste Gestaltung von Interaktionen und Beziehungen nur selten mitbedacht und als Verstehenszugang ernst genommen. Dies verwundert umso mehr, als dass insbesondere nach unbetrauerten Verlusterfahrungen und traumatischen Erlebnissen diese auf einer nonverbalen und latenten Ebene, eben über Szenen – in Gestik, Mimik, Körperempfindungen, aber auch im Schweigen oder bildhaften Erzählungen – vermittelt werden. Dies ist gerade dort relevant, wo die explizite Mitteilung, z. B. durch mangelnde Sprachkenntnisse, auf beiden Seiten verstellt ist. In solchen Situationen wird das Szenische zur gemeinsamen Sprache, weshalb das Verständnis der Erfahrungen von Schmerz, Apathie, Hilflosigkeit, Ohnmacht und wie diese in den Anderen »untergebracht« werden, einer solchen Perspektive bedarf.

Vor der Schilderung einiger Beispiele aus dem besagten Forschungsprojekt, soll auf eine weitere methodische Komponente eingegangen werden, die eng mit dem szenischen Verstehen im Feld verknüpft ist.

## **Feld- und Affektprotokolle in der Forschung mit Geflüchteten**

Ein Subjekt, das Gefühle hat, ist nach wie vor das einzige uns bekannte Instrument zur Wahrnehmung von Gefühlen – und bisher ist kein Untersuchungsgegenstand bekannt, der nicht mit Gefühlen

zu tun hat. Das ist der Grund, warum die Gefühle des/der ForscherIn wichtig sind. (Timm, 2009, S. 519)

Die Arbeit mit sogenannten Feld- oder Affektprotokollen schließt methodologisch an die Ethnohermeneutik (exempl. Bosse, 1994; Schwarz, 2010) an – eine an der Psychoanalyse orientierte qualitative Forschungsmethode. Sie nutzt für die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion die Reflexion der Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten sowie der Forschungssituation (Günther, 2008). Auch wenn der folgende Abschnitt keine systematische ethnohermeneutische Auswertung der Feld- und Affektprotokolle vornimmt, sondern Facetten der Forschungssituation skizziert und um szenische Fragmente erweitert, soll dennoch kurz die Bedeutung angesprochen werden, die die Ethnohermeneutik der Forschungssituation beimisst.

Die Ethnohermeneutik hat empirisch zeigen können, dass soziale Praxen, psychosoziale Prozesse und alltägliche Erlebnisweisen der Erforschten dann besonders deutlich zu erkennen sind, wenn die ForscherInnen ihr eigenes emotionales Erleben der Forschungssituation reflektieren: ihre Wahrnehmung der Gruppen, der Lebenssituationen und der Institutionen der Erforschten, an denen sie während der Forschung teilgenommen haben. Dies gilt vor allem deshalb, weil die Forschungssituation sowohl von Forschenden als auch von den Beforschten im Sinne ihrer je eigenen Interessen und Ziele, aber auch vor dem Hintergrund vertrauter und eingeübter psychosozialer Praxen und Lebensentwürfe ausgestaltet und gedeutet wird – dies ist *nota bene* ein alltägliches Phänomen und gilt für alle sozialen Situationen und die daran beteiligten Menschen. ForscherInnen kennen nun allerdings die Praxis empirischer Forschung (nicht aber das Forschungsfeld) besser als die Beforschten. Für diese sind die Forschungssituation, die ForscherInnen sowie deren Interessen überdeterminiert und tendenziell fremd. Dennoch sind sie dazu aufgefordert, sich zu dieser Situation nicht nur zu verhalten, sondern diese auch mitzugestalten – etwa durch ihre Antworten auf die Fragen der Forschenden. Für die Ethnohermeneutik liefert nun der Umgang der Beforschten mit der für sie uneindeutigen Situation aufschlussreiche

Forschungsdaten. Verrät dieser Umgang doch etwas über das *psychosoziale Verhältnis* der Beforschten zur Realität, also darüber, *wie* sie sich zu sozialen und kulturellen Kontexten in Beziehung setzen. Erkenntnisreich ist demnach die Frage nach den kognitiven, relationalen und affektiven Mustern, den Werten und Normen und schließlich den hintergründigen Erwartungen, Wünschen und Widerständen, nach denen die Erforschten ihre Realität bzw. die Forschungssituation erleben, interpretieren und gestalten. In Forschungssituationen entwickelt sich so gerade aufgrund der situativen Fremdheit und Uneindeutigkeit bei den Erforschten eine »Transposition der inneren Welt nach außen« (Bosse & King, 1998, S. 200). Durch diese wird die Forschungssituation und -beziehung zu einer »Art Bühne, auf der die Erforschten ihre Dramen entfalten – Dramen, die unterschiedliche Schichtungen und Ebenen ihrer Realitätsbearbeitung betreffen« (ebd., S. 220f.). Da ebenjene Transposition nicht vorrangig sprachlich artikuliert wird oder werden kann (was auf traumatisierte Personen vermutlich besonders zutrifft), muss sie vor allem szenisch gelesen werden, d. h. aus der Szene heraus verstanden werden, die ForscherInnen und Erforschte gemeinsam gestalten. Eine *dichte Beschreibung* (vgl. Geertz, 1987) von Forschungssituationen, die wir mit den Feld- und Affektprotokollen angefertigt haben, enthält daher auch aus ethnohermeneutischer Perspektive wichtige Einblicke in den Alltag und in das psychosoziale Verhältnis von Geflüchteten zu ihrer Lebensrealität.

Dabei dient nicht zuletzt die Reflexion des affektiven Anteils der ForscherInnen als wichtiges Erkenntnisinstrument. Dies ist aus einer ethnohermeneutischen Perspektive insofern relevant, als die Beschreibung der Forschungssituation, also die Art und Weise, wie sich ein Fall auch auf der Ebene des emotionalen Erlebens der ForscherInnen konturiert, wertvolle Kenntnisse über die nonverbalen und/oder unbewussten Dimension des Lebens der Geflüchteten liefern kann (vgl. Schwarz, 2010, S. 293). Im Sinne psychoanalytischer Forschung sollte gerade dieser introspektive Aspekt in Protokollen Berücksichtigung finden. Analog zu Gegenübertragungsnotizen sollten diese Protokolle entsprechend mit den unmittelbaren Gedanken, Gefühlen, Bildern, Phantasien, Irritationen und Assozi-

ationen der ForscherInnen arbeiten (vgl. Freud, 1912, S. 171f.; Bleimling, 2018, S. 62ff.).

Die Darstellung der Forschungssituation, die im Folgenden anhand von Auszügen aus Feldprotokollen skizziert wird, stellt also eine wichtige Datenquelle für eine psychoanalytisch-hermeneutisch verfahrenende sozialwissenschaftliche Forschung dar (King, 2004).<sup>2</sup> Es geht im folgenden Abschnitt darum, zumindest in Ansätzen diesem Umstand Rechenschaft zu tragen und zu verdeutlichen, dass es keinen vom Kontext losgelösten ›Forschungsfall‹ und entsprechend keine kontextfreien Daten geben kann.

## Szenen aus einem Forschungsprojekt

Ende 2018 bekam unsere Arbeitsgruppe am Sigmund-Freud-Institut vom Hessischen Ministerium für Soziales und Integration (HMSI) den Auftrag, die psychosoziale Betreuung von Geflüchteten in Hessen, wenn nicht zu evaluieren, so doch wissenschaftlich zu begleiten. Eine Forderung dieses Auftrags bestand darin »Zahlen, Daten und Fakten« über die psychosoziale Versorgung durch vier neugeschaffene und über das Bundesland verteilte *Psychosoziale Zentren* zu erheben.

Einer der Ausgangspunkte des Forschungsprojekts war die Annahme, dass psychisch allen Geflüchteten eine Verlusterfahrung (Freud, 1917; Papadopoulos, 2002/2015; Varvin, 2016) gemein sei und die damit verbundene gemeinsame Trauerarbeit in der psychosozialen Versorgung von großer Bedeutung wäre.<sup>3</sup> Ebenso wurde die psychische Belastung eben genau nicht als einfache Folge der angenommenen traumatischen Erfahrungen in der Herkunftsregion oder auf der Flucht, sondern diese u.a. als Produkte eines unsicheren Aufenthaltsstatus<sup>4</sup> sowie unwürdigen und unfreien Lebensbedingungen ausgemacht.<sup>4</sup> Dies wurde theoretisch vor allem in einem sequenziellen Traumaverständnis aufgegriffen (Keilson, 1979; Zimmermann, 2012; Becker, 2006).

Mittels einer Kombination von quantitativ-statistischen und qualitativ-hermeneutischen Methoden wurden sowohl die geflüchteten KlientInnen als auch die MitarbeiterInnen der psychosozialen Zentren zu

ihren persönlichen Geschichten, Belastungsmomenten, psychischen Symptomatiken, Unterstützungsbedarfen und Wirksamkeitstheorien befragt. Die Analyse der Belastungsstruktur und Bedarfe der Geflüchteten, der darauf abgestimmten Angebote der vier Zentren für psychosoziale Versorgung und deren Wahrnehmung und Nutzung durch die KlientInnen verfolgte das Ziel, Wissen über gut funktionierende Praxen der psychosozialen Versorgung von Geflüchteten in Hessen auf empirisch gesicherte Weise zu generieren.

Damit kann der oberflächliche Rahmen der Forschung mit vollem Recht als ›konventionell‹ bezeichnet werden. Sowohl Finanzierung als auch Auftrag kamen aus der Politik, verbunden mit klaren Prioritäten auf quantitativen Daten und daraus gezogenen »evidenz-basierten« Handlungsempfehlungen. Ebenso ist eine Rand-Beteiligung am »Flüchtlingsmanagement« nicht völlig von der Hand zu weisen. Gleichzeitig boten ebenjene Bedingungen bestimmte Voraussetzungen und öffneten gewisse Türen, die andernfalls aufgrund hierarchischer Strukturierungen des Feldes verschlossen geblieben wären.

So stießen wir in den Institutionen anfänglich auf deutlichen Widerstand und eine Verweigerung des Zugangs. Diese Vorbehalte gegenüber den Forschungsaktivitäten äußerten sich vordergründig in der Sorge um die Geflüchteten, die – so die Annahme der Verantwortlichen – durch die Befragung zu stark aufgewühlt werden könnten.<sup>5</sup> Der Zugang zu – vielleicht am besten als ›hermetische Institutionen‹<sup>6</sup> zu beschreibende – Erstaufnahmeeinrichtungen wäre nach unserer Erfahrung allein aufgrund eines qualitativen Forschungsvorhabens nur sehr schwer gewährt worden. Hier brauchte es das Interesse an einer großangelegten Querschnittsuntersuchung mit entsprechend verlässlicher Datenbasis und eine explizite Einflussnahme des Auftraggebers, um Zutritt zu erhalten.

## **Die Fragebogenerhebung – Zwischen Erwartung und Erleben**

Ihrem eigenen Ideal folgend, sind Fragebogenerhebungen eine standardisierte und eher ›unpersönliche‹ Methode der Forschung: Den ForscherIn-

nen kommt lediglich die Aufgabe zu, das Ziel der Studie zu erläutern, Fragebögen zu verteilen und den TeilnehmerInnen bei etwaigen Rückfragen zur Verfügung zu stehen, Einverständniserklärungen einzusammeln etc. Knapp ausgedrückt, geht es um die möglichst schnelle Erfassung möglichst vieler Daten in anonymisierter Form, wobei das zu erforschende Subjekt hinter die Stichprobe zurücktritt, da anhand des Fragebogens Aussagen über größere Populationen getroffen werden sollen. Eine eingreifende Rolle der »VersuchsleiterInnen« ist in standardisierten Erhebungen sogar ausdrücklich unerwünscht. Entsprechend gab es auf Seiten der ForscherInnen die Erwartung, in die Erstaufnahmeeinrichtungen zu fahren, das Projekt mit Hilfe von DolmetscherInnen vorzustellen, die standardisierten Bögen an die verschiedenen Sprachgruppen zu verteilen und den Teilnehmenden nur in Ausnahmefällen beim Ausfüllen der Bögen zu assistieren. Die Besonderheit dieser Erhebung bestand nun jedoch darin, dass sich die ForscherInnen nicht hinter einem standardisierten Vorgehen »verstecken« konnten, sondern von den teilnehmenden Geflüchteten aktiv als Beziehungsfiguren angesprochen wurden. Wie der folgende Auszug aus einem Feldprotokoll zeigt, begann diese »Verstrickung« bereits, bevor der erste Fragebogen ausgeteilt war, nämlich beim Aufsuchen der Geflüchteten, der sogenannten »Rekrutierung«.

### ***»Fünf Monate zu fünft in einem Raum« – Auf den Fluren der Erstaufnahmeeinrichtung***

Als ich durch die Flure der einzelnen Häuser der Erstaufnahmeeinrichtung lief, um von unserem Forschungsprojekt zu erzählen, begegneten mir viele Szenen, die mir im Gedächtnis geblieben sind. Eine Szene war dabei besonders eindrücklich: Ich klopfe an eine Tür, die von der Tochter einer Familie aufgemacht wird. Der Vater sitzt an der Heizung und trinkt Tee, er sieht sehr mager aus und scheint sich an der Heizung zu wärmen. Sein Lächeln wirkt schwach und bemüht. Seine Frau, die vorher im Bett gelegen hatte, setzt sich auf, als ich im Türrahmen stehe. Sie entschuldigt sich dafür, dass sie im Bett sitze und sagt, dass sie schreckliche Rücken-

schmerzen habe und diese vom Stress kämen. Es ist ein schlechter Zeitpunkt, denke ich und entschuldige mich. Als ich frage, ob ich gehen soll, wird mir als Zeichen der Gastfreundschaft Tee angeboten. Wenn das ein schlechter Zeitpunkt ist – wann ist ein guter? Zu welcher Tageszeit ich auch an die Türen klopfe, finde ich nur wartende, unruhige Menschen vor, die scheinbar durch die Ungewissheit der Situation lose im Raum schweben. ›Sie wollen wissen, wie es uns geht und wie unsere Situation ist?‹, fragt sie und fängt an zu erzählen. Sie sagt, sie würden seit fünf Monaten zu fünft in einem Raum wohnen und keinerlei Privatsphäre haben. Sie halte die Situation nicht mehr aus. Ihr Mann lächelt mich immer wieder höflich an und ich habe den Eindruck, er versucht damit die Verzweiflung seiner Frau auszugleichen. Ich fühle mich hilflos und unter Zeitdruck, weil ich an weitere Türen klopfen muss, aber ich kann nicht weghören. Was ist das für ein Leid, das uns begegnet? Ich frage mich, wie hilflos die Menschen sein müssen, dass sie einer fremden Person, die sie gerade getroffen haben, ihre Leidensgeschichte erzählen. Später sehe ich das Ehepaar bei der Fragebogenerhebung wieder. Sie stellen mir viele Fragen bezüglich des Fragebogens, aber an jede Frage ist ein kurzer Ausschnitt ihrer Lebensgeschichte angeheftet. Sie sehnen sich nach jemandem, der ihnen zuhört und danach, dass ihnen jemand aus dieser ohnmächtigen Situation des Wartens heraushilft. ›Wissen Sie, wie schlimm es ist, jeden Tag zu warten und zu fürchten, dass alles umsonst war? Wir können nicht zurück, wissen Sie. Es geht einfach nicht.‹

In dem Ausschnitt, der die Eindrücke einer Wissenschaftlerin und eine Szene während des Aufsuchens der BewohnerInnen einer Erstaufnahmeeinrichtung beschreibt, verdichten sich bereits viele Themen, wie etwa die hohe Belastung, die fehlende Privatsphäre, der hohe Redebedarf, die erzwungene Passivität in der Erstaufnahmeeinrichtung, die Hilflosigkeit aufgrund eines ungeklärten Aufenthaltsstatus u.v.m. Auch die Schilderung der heftigen Rückenschmerzen, das Nicht-mehr-Aushalten-Können der Bewohnerin und die Übertragung von Hilflosigkeit auf die Forscherin

sind sehr eindrücklich und ermöglichen Einblicke in die Strukturlogiken des Forschungsgegenstands. Die folgenden Darlegungen weiterer Eindrücke im Feld sollen diese Themen auffächern.

***»Trauer, die ich zwar theoretisch, jedoch noch nie hautnah erfahren habe« – Redebedarf und das (Aus-)Halten der Sorgen und Nöte***

Im Rahmen der Fragebogenuntersuchung wurde deutlich, dass sich die TeilnehmerInnen nicht auf die Rolle der Antwortenden *reduzieren* ließen, sondern den von den ForscherInnen geschaffenen Raum nutzten, um ihnen von ihren leidvollen Erfahrungen von Flucht und Gewalt, von ihrer aktuellen Lebenssituation und ihren psychischen oder physischen Belastungen oder sehr intimen Problemen zu erzählen. Die Forschenden wurden von den Geflüchteten aktiv in deren Geschichten eingebunden und auch affektiv in die Verantwortung gezogen, wodurch eine Distanzierung von ihnen schwer bis unmöglich wurde. Dies schlug sich z. B. unter anderem darin nieder, dass einige ForscherInnen von Schuldgefühlen beim Wegfahren aus der Einrichtung berichteten. Diese entzündeten sich an dem Eindruck, Menschen, die aktiv um Hilfe baten, nun zurück- und einer hilf- und ausweglosen Situation zu überlassen. Die Konfrontation mit derart emotional überwältigenden Inhalten unterstreicht die folgende szenische Beschreibung eines Forschers:

Eine dieser Situationen, die mich lange beschäftigte, betrifft eine junge Frau aus Nigeria, die zusammen mit ihrem ca. fünfjährigen Sohn an der Fragebogenerhebung teilnahm. Während sich eine damalige Praktikantin des Forschungsprojekts dem Sohn widmete, half ich der teilnehmenden Frau bei einigen Fragen, deren Intention sie nicht verstand. Dabei entstanden immer wieder Gespräche und die Frau bat mich, neben ihr sitzen zu bleiben, während sie den Fragebogen ausfüllte. Sie lächelte und lachte viel während wir uns unterhielten, wodurch sie zumindest dem Schein nach einen fröhlichen Eindruck machte. Zunächst wirkten diese Fröhlichkeit und ihr Lachen auf mich irritierend. Ich verstand es aber bald als Umgang

mit den teils aufwühlenden Fragen sowie der unbekannten Situation, in der sie sich beim Ausfüllen befand. Schließlich gelangten wir zu einer Frage, die sie besonders zum Lachen brachte. Sie lachte und schmunzelte, sie lachte immer weiter, bis ihr Lachen schließlich in eine Form von Weinen überging, welches mir ihre abgründige Trauer und ihren tiefsitzenden Schmerz ansatzweise spürbar werden ließen. Es war klar zu erkennen, mit wie viel Kraft sie versuchte gegen ihre Trauer anzukämpfen, doch die aufkommenden Emotionen waren zu überwältigend. Dieser szenische Kippmoment traf mich bis ins Mark. Als psychoanalytisch orientierte ForscherInnen, die sich thematisch mit Flucht und Trauer auseinandersetzen, wissen wir zwar in der Theorie um diesen Schmerz. In der beschriebenen Situation erlebte ich jedoch zum ersten Mal eine Form von Trauer, die ich zwar theoretisch, jedoch noch nie hautnah erfahren habe. Von einem Moment auf den anderen, war ich nicht mehr Forscher, sondern mitfühlender Mitmensch, der seine Hand auf ihre Schulter legte und versuchte, etwas Halt zu geben.

Für geflohene Menschen aus Nigeria ist es in Deutschland momentan äußerst unwahrscheinlich einen positiven Asylbescheid zu erhalten: Das wusste diese junge Frau. Für uns ForscherInnen war nur zu erahnen, welches Leid sie – die zusammen mit ihrem Sohn viel auf sich genommen hatte, um nach Deutschland zu gelangen – in sich tragen musste. Trotz dieser hoffnungslosen Lage entschloss sie sich an der Fragebogengenerierung teilzunehmen. Sie wusste, dass ihre Teilnahme keine Auswirkungen auf ihren Asylantrag haben würde. Während des Ausfüllens wurde sie mehrfach gefragt, ob sie nicht eine Pause machen oder aufhören wolle. Mit großer Entschlossenheit entgegnete sie jedes Mal, dass sie weiter machen wolle, um dazu beizutragen, die Situation von Geflüchteten in Deutschland ersichtlicher werden zu lassen.

Der ausgeprägte Redebedarf der Geflüchteten und ihr Wunsch nach persönlichem Kontakt und Gehörtwerden, machten sich bei einer Mehrzahl der Personen bemerkbar. Hier ist darauf hinzuweisen, dass häufig auch die DolmetscherInnen als Bezugspersonen dienten. Bei manchen

TeilnehmerInnen war dieses Erzählenwollen bzw. -müssen allein auf die DolmetscherInnen bzw. die Personen mit geteilter Sprache gerichtet. Andere wiederum nutzen diese nur als Vermittlungsinstanz in Richtung der ForscherInnen. Wieder andere sprachen ohne Übersetzung ›ohne Punkt und Komma‹, oder sprachen gar nicht und man verstand sie nur allzu gut. Es deutete sich an, dass die TeilnehmerInnen die Forschungssituation in ein Setting verwandelten, in dem sie sich explizit äußern, ihre Geschichte(n) erzählen oder diese szenisch nachstellen konnten.

Die vielen verschiedenen Szenen des Sprechens und Schweigens deuten Bedürfnisse der Geflüchteten an. Diese Bedürfnisse bestehen u.a. darin, in ihren Belastungen wahrgenommen zu werden und Beziehungsräume zu finden, die auf Zuhören, Gegenseitigkeit und Verstehen hin ausgerichtet sind. Dies widerspricht jedoch der positivistischen Rolle von Forschenden, die lediglich als DatensammlerInnen in Erscheinung treten. Erforderlich ist vielmehr eine Haltung, welche die Beforschten als Subjekte ernst nimmt und Möglichkeiten schafft, eigene Themen und Relevanzen zu entfalten.<sup>7</sup> Bei der Fragebogenerhebung entstand bei allen ForscherInnen korrespondierend zum Rede- und Hilfsbedürfnis der Geflüchteten ein Gefühl, ähnlich einem therapeutischen Setting, etwas ›halten‹ und beruhigen zu müssen. Auf das szenische Angebot der Geflüchteten wurde demnach weniger Distanz haltend reagiert, als vielmehr aufnehmend und im Sinne eines Containing (Bion, 1992; Crepaldi, 2018). Dieses Verhältnis kann an dieser Stelle jedoch nur angedeutet werden und wird in einer kommenden, ausführlichen Publikation näher behandelt.

## **Missverständnisse und Misstrauen**

Wer über (szenisches) Verstehen nachdenkt, sollte auch das Nicht- oder Anders-Verstehen im Auge behalten. Während der Erhebungssituation gab es immer wieder Missverständnisse bzgl. der Unabhängigkeit und Vertraulichkeit der Forschung gegenüber anderen Akteuren, wie etwa dem Bundesamt für Migration und Flucht. So gab es wiederholt fehlgeleitete Hoffnungen oder das Misstrauen, der Fragebogen könne sich doch

positiv oder negativ auf das Asylverfahren auswirken. Dies gipfelte beispielsweise in eine Situation, in der eine Übersetzerin versehentlich die Arbeit der ForscherInnen mit der Arbeit des Bundesamts für Migration und Flucht gleichsetzte, was den Vertrauensaufbau zusätzlich erschwerte. Diese Verschiebung kommt allerdings nicht von ungefähr, besteht doch eine gewisse strukturelle, oder vielmehr szenische Ähnlichkeit zur Situation der ›Anhörung‹ im Asylverfahren. Die Geflüchteten sehen sich einem Verbund aus als deutsch oder europäisch wahrgenommenen Fragenden und DolmetscherInnen, häufig mit eigener Migrationserfahrung und ähnlichem kulturellem Background, konfrontiert, denen sie Rede und Antwort z. B. zu ihrer Lebenssituation in der Herkunftsregion stehen. Dieses doppelte szenische Angebot – einerseits der hilfeleistenden oder therapeutischen und andererseits der auf Daseinsberechtigung prüfenden, ›anhörenden‹ Situation – spannt das Dilemma auf bzw. entfaltet das Drama, indem sich auch Forschung zum Thema Flucht und Migration befindet.

Misstrauen und Missverständnisse der BewohnerInnen machten sich vor oder zu Beginn der Fragebogenerhebung anhand kritischer Fragen oder offen gezeigter Irritation bemerkbar. Es war Usus, dass das Forschungsteam (wie eingangs beschrieben) durch die Einrichtungen ging, um für die Teilnahme an der Erhebung zu werben und die Menschen »abzuholen«. Das Ansprechen der Personen in den Erstaufnahmeeinrichtungen durfte z.T. ausschließlich in Anwesenheit von Sicherheitspersonal erfolgen. In manchen Einrichtungen durften (weibliche) Forscherinnen das sogenannte Männerhaus zum eigenen ›Schutz‹ gar nicht betreten. Auf dem Gelände wurden die ForscherInnen jeweils von mindestens einer Wachperson begleitet. In den Wohnanlagen vor den einzelnen Zimmern war die vorgeschriebene Praxis, dass das Sicherheitspersonal an die Zimmertüren klopfte (man kann sich vorstellen, dass dies nicht mit einem einzelnen Fingerrücken, sondern mit der ganzen Faust geschah), nur in seltenen Fällen auf eine Antwort aus dem Raum wartete, um direkt im Anschluss aufzuschließen und die Räumlichkeit den ForscherInnen zu ›präsentieren‹. Das Misstrauen wurde durch diesen Erstkontakt und das Eindringen in die Privatsphäre der Geflüchteten verständlicherweise

teilweise erst hervorgerufen oder verstärkt und hat zumindest im Forschungsteam Assoziationen zu Polizei und Abschiebung hervorgerufen. Danach unser Projekt vorzustellen und zu versichern, dass die Teilnahme absolut freiwillig und ohne Zwang erfolgt und wir mit den Daten vertraulich umgehen, musste als Farce erscheinen. Weiterhin machte sich der Argwohn auch insofern bemerkbar, als manche Personen, die dem Forschungsteam stark belastet erschienen und denen daraufhin angeboten wurde den Kontakt zum medizinischen oder Sozialdienst herzustellen, ihre Namen nicht weitergeben wollten. Die Angst in den ›Mühlen des Systems‹ verloren zu gehen und abgeschoben zu werden, schien allgegenwärtig. Ein Teilnehmer der Fragebogenerhebung kam absolut pünktlich und selbständig in unseren Raum, füllte daraufhin sehr gewissenhaft und über ca. zwei Stunden hinweg den Fragebogen aus, fragte häufig nach Bedeutungen einzelner Begriffe oder Fragen um diese korrekt zu beantworten und wartete mit dem Abgeben seines Fragebogenexemplars bis ganz zum Schluss der Sitzung – bis sich auch der Raum schon weitestgehend geleert hatte. Dann trat er an einen Forscher heran und fragte ihn nach der Bedeutung der Schweigepflichtregelungen und der Einverständniserklärungen. Nach dem Versuch einer ausführlichen Erläuterung, mit welcher Sorgfalt wir auf Datenschutz achten und dass seine Antworten später auf keinen Fall mehr mit seiner Person in Zusammenhang gebracht werden könnten, schüttelte er den Kopf und sagte, es sei doch zu riskant. Er habe den Fragebogen sehr gerne ausgefüllt, alles ehrlich beantwortet und viele der Fragen hätten ihn nachdenklich gemacht – aber er habe zu viel Angst.

Einige BewohnerInnen lehnten es auch grundlegend ab, an der Fragebogenerhebung teilzunehmen, weil sie dachten, es sei eine Veranstaltung zur ›Freiwilligen Rückkehr‹. So erklärten sich beispielsweise zwei Frauen erst bereit, an der Erhebung teilzunehmen, nachdem ihnen ausführlich dargelegt wurde, dass es keine entsprechende Veranstaltung sei und sie durch den Bogen keine Zustimmung zur Rückkehr geben würden. Den BewohnerInnen zufolge wurden Veranstaltungen zur ›Freiwilligen Rückkehr‹ wohl häufig in der Erstaufnahmeeinrichtung angeboten und von den Geflüchteten, vor dem Hintergrund der schmerzhaften und von